

Predigt am Palmsonntag über Jesaja 50 „Im Spiegel“

Um 4 Uhr morgens schaut er in den Spiegel. Sein Mund ist mit einem schwarzen Tape zugeklebt, dass er sich nun beherzt wegreist. Er schwört auf Mouth Taping, das soll den Schlaf verbessern. Dann schaut er in den Spiegel: perfekte Gesichtszüge, muskelbepackter Oberkörper. Er putzt die Zähne und dann beginnt ein fünfstündiger Morgenparcour der Selbstoptimierung. Er taucht sein Gesicht in Eiswasser, macht Liegestütze, geht ins Fitnessstudio, schwimmt, liest Bibel, isst im Badezimmer eine Banane und reibt sich die Bananenschale ins Gesicht wegen der Enzyme. Um 8.45 Uhr schaut er wieder in den Spiegel, regungslose Gesichtszüge: so startet ein Mann in den Tag, der gesund und erfolgreich sein will. Mehr als 19 Millionen Follower weltweit flippen aus und Unzählige ahmen das seither nach.

Wenn ich morgens um 7 Uhr in den Spiegel schaue, sehe ich nicht erfolgreich aus. Aber in dem Moment schieben sich die Bilder von oberflächlichen Idealen vor das Spiegelbild. Sie beeinflussen meine Selbstwahrnehmung und machen mich unzufrieden. Etwas ist zwischen mir und meinem Spiegelbild. Es ist nicht die Frage, wie ich mich sehe, sondern wie die Welt mich sieht und ob ich in ihren Augen genüge. Es ist, als würde sich über mein Gesicht eine Maske legen mit Idealformen, mit perfekter Haut, ohne Fältchen. Ich wische den Gedanken weg und versuche mich ganz ohne diese Schablonen zu betrachten.

Da taucht plötzlich hinter dem Spiegel ein Gesicht auf. So als würde das spiegelnde Silber weggewischt werden und sich stattdessen ein Fensterglas in die Vergangenheit öffnen. Durch das Glas scheint ein Gesicht hindurch, das Jahrtausende alt ist. Es ist das Gesicht eines Israeliten. Ich fasse instinktiv nach meinem Gesicht und er tut es auch. Ich berühre meinen Mund – er tut es mir nach. Meine Hand fasst an die Ohren – auch seine. Ich streiche mir über die Wangen, er fährt mit seiner Hand auch über seine Wangen, doch bei dieser Berührung zuckt er zusammen. Auf seiner Wange sind Striemen zu sehen. Er wurde geschlagen. Er wischt sich den Speichel von der Stirn – er wurde bespuckt.

Bin das noch ich? Mein Blick wandert auf dem Gesicht vor mir und sucht nach der Geschichte, die es erzählt. Da ist der Mund, da sind die Lippen. Der Mund ist für das menschliche Leben der Zugang zur Welt. Am Anfang haben wir die Welt durch Kosten und Schmecken kennengelernt. Erst später kamen Silben, Worte und schließlich Sätze aus unseren Mündern. Was sagt dieser Mund hier vor mir?

Er weiß, wie man mit den Müden zur rechten Zeit redet. Seine Worte setzen etwas in Bewegung. Dieser Mund sagt nicht einfach, was ihm einfällt – er spricht inspiriert von Gott. „Ein wirkliches Wort sagen heißt, die Welt verändern.“, so heißt es. Ein wirkliches Wort befreit, es stiftet eine neue Wirklichkeit.

Bei dem Gedanken lächle ich. Das Gesicht des Israeliten lächelt auch, denn er kennt die Wirkweise der Worte Gottes. Wie sich Erschöpfte aufrichten lassen von dem Wort „Die auf den Herrn vertrauen, kriegen neue Kraft, dass sie auffahren mit Flügeln wie Adler“. Wie Traurige getröstet werden durch ein „Ich-bin-da“. Wie ein „Fürchte dich nicht! Ich habe Dich bei Deinem Namen gerufen.“ alles verändert. Ich höre diese Worte aus dem Mund des Israeliten und frage ihn, wie er bevollmächtigt wird, solche Worte zu sagen?

Er hält die Hand an sein Ohr und ich höre: „Der Herr weckt mich alle Morgen, er weckt mir selbst das Ohr.“ so, als würde Gott sanft an der Dämmerung Pforte stehen und zu ihm sprechen. Er braucht die Stille und den Schwebezustand des Menschen, der sich noch nicht ganz seiner selbst gewiss ist. In dieser Empfänglichkeit ist er durchlässig für Gott. Die Ohren sind noch nicht gefüllt mit Stimmengewirr und Lärm des Tages.

„Gott öffnet mir das Ohr, dass ich höre, wie Schüler hören.“ so dringt mir eine altorientalische Weisheit aus dem Spiegelbild herauf. In Israel galten jene Menschen als Weise, deren Ohren offen waren, die lange und geduldig zuhören konnten und dadurch Kenntnisse und Erkenntnisse erworben haben. Es ist kein Zuhören, das bereits eigene Antworten formuliert, sondern eines, was erwartungsvoll ist, neugierig und bereit, sich überraschen zu lassen.

Ich blicke auf und sehe, wie sich über das Gesicht des Israeliten plötzlich andere Gesichter legen. Sie gehen ineinander über und übereinander auf. Ein ganzes Volk leuchtet durch das eine Gesicht hindurch und zeigt sich mir hörend, zweifelnd, sprechend, freudvoll, offen und dann wieder traurig und verschlossen. Aus ihren Mündern formen sich Worte: „Siehe, der Herr hilft mir!“

Dabei wird ein Gesicht immer klarer und schaut mich an. Es ist das Gesicht Jesu. Seine Augen sind aufmerksam auf mich gerichtet – oder auf etwas außerhalb, so als würde er lauschen. Er lauscht auf seinen Vater, lauscht in sich hinein, lauscht aber auch auf das, was Menschen ihm sagen. Er hört auf die Resonanzen im anderen. Und er spricht in Vollmacht. Er bringt in den Menschen etwas zum Klingen. Seine Worte haben Kraft, Welten zu verändern: „Seht, das Reich Gottes ist mitten unter euch!“ sagt er den Erschöpften und die Traurigen tröstet er „Selig seid ihr, denn ihr werdet Gott schauen.“ und denen, die sich Gott anvertrauen, sagt er, „Ihr seid das Licht der Welt!“. Sein ganzes Wesen ist durchscheinend für Gott. Wenn ich mich in ihm spiegele, dann werde ich plötzlich schöner.

Doch da entdecke ich Striemen auf seinem Gesicht und Speichel von Menschen, die ihn angespuckt haben. Er hält seine Wangen denen hin, die ihn schlagen und raufen. Er wendet sich ihnen zu mit dem ganzen Gesicht, mit seiner ganzen Person. In seinem Angesicht kristallisiert sich sein Menschsein. Wer einen anderen in seinem Kern treffen will, der spuckt ihm ins Gesicht. Und wer den anderen ins Gesicht schlägt, nimmt ihm die Würde, Mensch zu sein. Der Schlag macht den Menschen zu einem Ding ohne Gefühle und Gedanken. Damit verliert er das Recht zu leben.

Jesus weicht nicht zurück, sondern wendet den Peinigern sein Gesicht zu. Er hält Stand mit seinem ganzen Menschsein. Ich schrecke zurück, denn das kann ich nicht. Gedemütigt, verabscheut, bedroht, schaut mich das Gesicht an und wieder legen sich andere Gesichter darüber, Gesichter von Flüchtlingen, von Männern im Krieg, von geschändeten Frauen, von geschlagenen Kindern.

Sie schauen mich an durch die Augen Jesu, sie tragen seine Wunden – oder er ihre? Ich fasse an den Spiegel, doch der ist glatt wie ein Kieselstein. Ich möchte die Gesichter gern berühren, liebevoll streicheln und ihnen ihre Würde zurück geben. Ich möchte ihnen zuflüstern: „Siehe der Herr hilft Dir! Darum wirst Du nicht zugrunde gehen.“

Doch in dem Moment verschwimmen und verschwinden sie langsam und ich sehe wieder nur noch mich selbst. Ich brauche einige Augenblicke, um mich wiederzuerkennen. Was war das? Gerade habe ich mich noch gespiegelt in Menschengesichtern, die offen waren, lauschend, sprechend und vertrauensvoll, aber auch angreifbar und verletzlich. Ich war in einer Wirklichkeit, die sich von Gott her sieht. Ganz weit weg waren die Gedanken an meine Leistung, meine Funktion, meinen Erfolg. Nichts hat sich mehr *vor* mein Bild geschoben, aber es hat sich etwas *hinter* mein Bild von mir selbst gelegt. Eine Sicht auf mich als Menschen, so wie ich von Gott geschaffen bin, so wie ich gemeint bin. So wie jeder Mensch gemeint ist.

Amen

(Schwanbergpfarrerin Esther Zeiher, 13.04.25)